

Ein Bergkanton im Wandel

Autor(en): **Schwabe, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **66 (1971)**

Heft 2-de

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-174217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Bergkanton im Wandel

Die herzliche Gastfreundschaft, die in der nachstehenden Begrüssungsadresse anklingt und die der Besucher beim Empfang und Aufenthalt im Wallis stets von neuem zu verspüren bekommt, hat es in sich, zusammen mit den Eindrücken, die eine grossartige Gebirgslandschaft und eine alte Kultur vermitteln, zum beglückenden Erlebnis sich zu verbinden. Dennoch können die tiefgreifenden Entwicklungsprobleme, mit denen dieser Bergkanton zur Zeit ringt, dem Auswärtigen nicht verborgen bleiben. Wir glauben, es lohne sich, einige dieser Fragen, die ja auch den Wallisern selber Gewicht genug bedeuten, hier sachlich zu erörtern, in der Hoffnung, im offenen Gespräch einen wenn auch bescheidenen Beitrag zur Aufklärung leisten zu können.

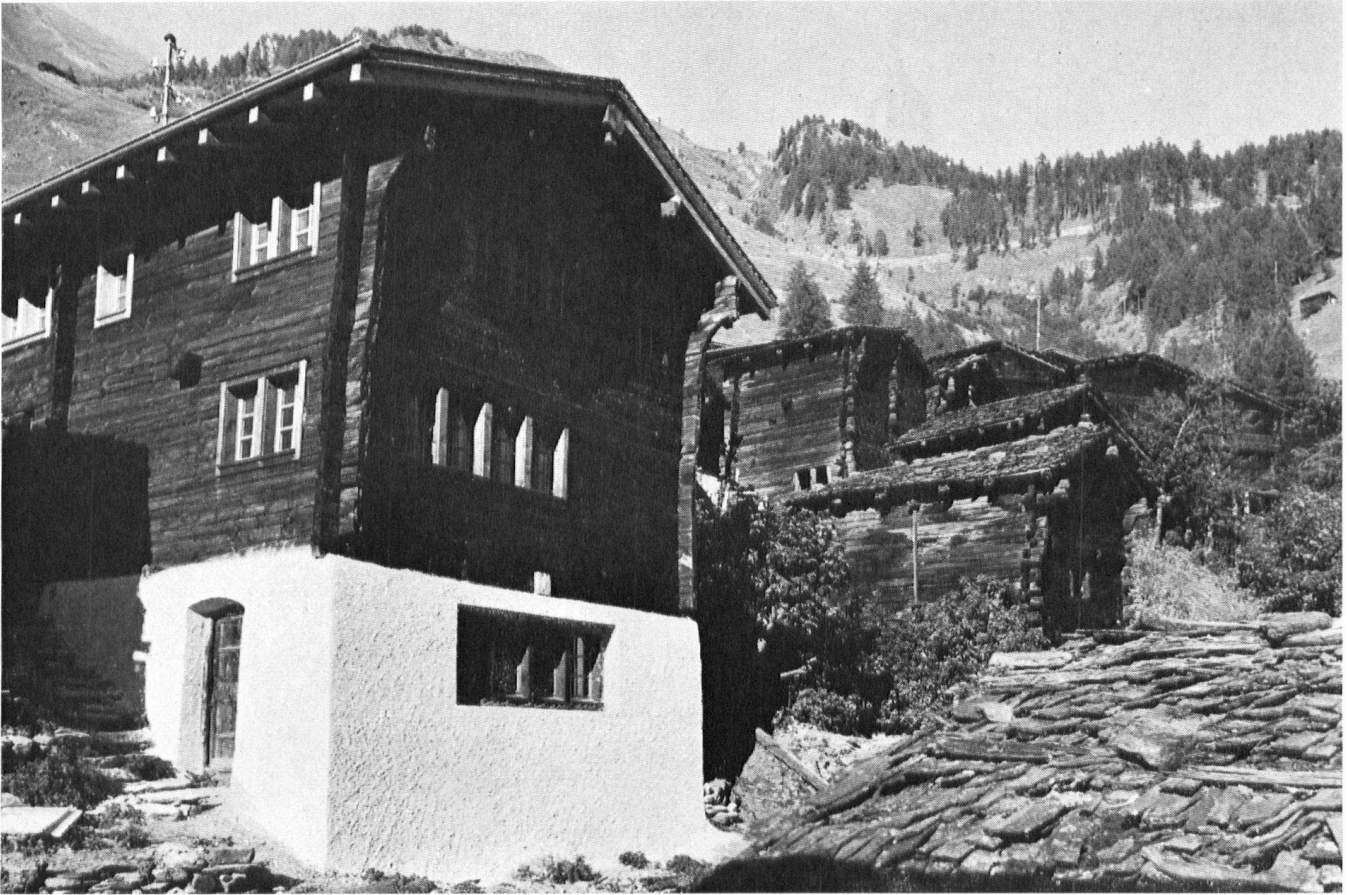
Wer ans Wallis denkt, dem tritt der Fruchtgarten in der Rhoneebene vors geistige Auge, der erinnert sich der Kraftwerkanlagen, deren gewaltige Stau-mauern hochgelegene Speicherseen abdämmen, der weiss um den Aufschwung bekannter Fremdenstationen. Er entsinnt sich freilich auch seiner Schulkenntnisse, und sie drehen sich um steile Äckerchen, enggescharte Bergdörfchen, die charaktervollen Stadel und Speicher auf ihren Stelzen und Steinplatten, um ein mühseliges Tagwerk der Bergbauern und um die Wanderungen der Anniviarden mit Kind und Kegel, je nach der Jahreszeit hinab in die Rebgebiete oder hinauf in die Maiensässen. Nun, mit solcher Romantik, hinter der sich aber harter Arbeitszwang und -wille verbarg, ist es heute sogut wie vollständig und für immer vorbei. Die saisonmässigen Wohnsitzveränderungen («Nomadismus» erscheint nicht als die richtige Bezeichnung dafür) gehören, jedenfalls soweit sie den Aufenthalt im Rhonetal betreffen, der Vergangenheit an; denn durch den Ausbau der Strassen und den Einsatz oft eigener, zweckmässiger Verkehrsmittel ist die Möglichkeit geschaffen worden, nach Besorgungen, Feldbestellungen usw. in der Ebene unten, zum Teil sogar in den Maiensässen, an den Wohnort und heimischen Herd zurückzukehren. Doch auch verdienstmässig haben sich Veränderungen ergeben. Die Landwirtschaft ist längst nicht mehr überwiegende Brotgeberin. Sie war an sich, im trockenen Wallis, stets anders strukturiert als etwa am feuchtern Alpennordhang, wo Gras- und Viehwirtschaft obenaufschwangen. Ursprünglich weitgehender Selbstversorgung der Bewohner dienend, spielt sie heute vielfach nurmehr eine Nebenrolle. Die Bevölkerung der Berggemeinden hätte sich sicherlich weit stärker, als es da und dort der Fall ist, durch

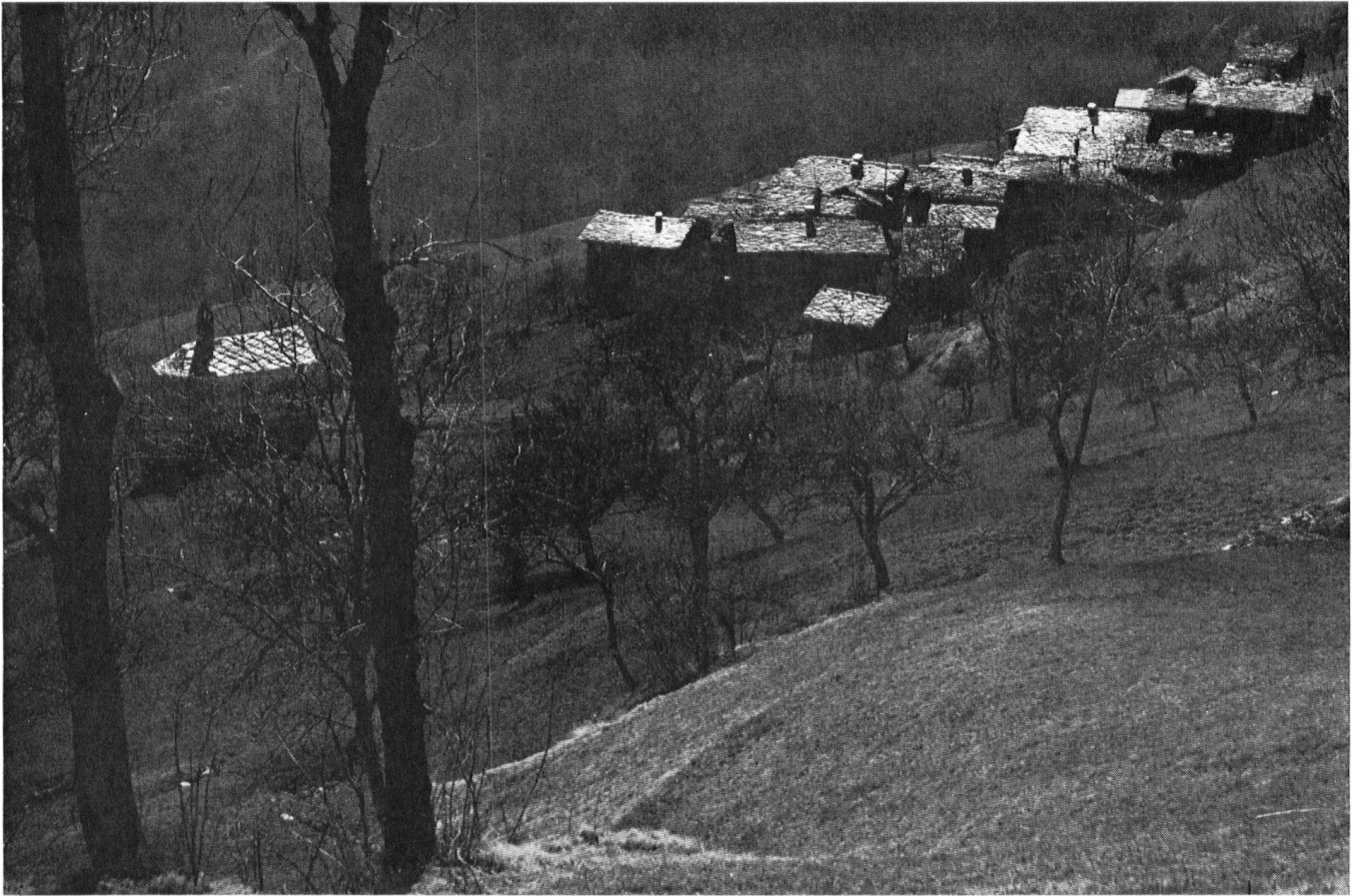
Auswanderung vermindert, hätten sich ihr nicht neue Erwerbsgelegenheiten eröffnet, vor allem die Betätigung einerseits in der Industrie und in Verwaltungsstellen im Rhonetal, andererseits im Tourismus. Hunderte, ja Tausende von Pendlern begeben sich heute zur Arbeit beispielsweise in den Grossbetrieben von Chippis, Steg oder Visp; unter anderm sorgt ein ausgeklügeltes System von Carverbindungen für den Transport. Zu Hause aber pflegen sie und ihre Angehörigen meist noch ein Stück Land, halten etwa auch ein oder zwei Kühe.

Zerfall droht den Speichern und Stadeln

Der kaum zu vermeidende, wenn auch hoffentlich einigermaßen in Grenzen zu haltende Rückgang der Berglandwirtschaft macht zahlreiche der typischen, isoliert stehenden oder zu malerischen Gruppen vereinigten Wirtschaftsgebäude, der Speicher und Stadel, überflüssig. Sie werden aufgegeben und drohen, ihrem Schicksal überlassen, zu zerfallen. Da drängen sich denn Schutzmassnahmen und namentlich auch verstärkte Wachsamkeit auf: Wachsamkeit gegenüber Käufern, die sie einem vollkommen fremden Zweck zuführen oder die sie zum Teil entfernen und durch ganz anders geartete Bauten ersetzen möchten, wobei allenfalls die schöne Einheit einer Hüttengruppe zuschanden ginge. Zugegeben, es kann gelingen, Stadel oder Speicher in neuer Weise zu verwenden, ohne ihre Struktur und vor allem ihr Erscheinungsbild in der Landschaft wesentlich zu modifizieren und zu beeinträchtigen. Als problematisch erweist sich dagegen die Absicht, sie in Ferienhäuschen zu transformieren, wozu Fenster ausgebrochen und weitere Anpassungen vorgenommen werden müssen – im Gegensatz etwa zu Maiensässhütten, die stets dem Wohnen dienten und deren Umbau in etwas komfortablere Unterkünfte, geschickt in Szene gesetzt, lange nicht so schwer wiegt. Ganz besonderes Augenmerk aber gelte jenen Spekulanten, die ohne jegliche Rücksichtnahme auf Gewordenes und die Harmonie einer Landschaft in ein Bauegefüge eingrei-

Mit der Schrumpfung der Berglandwirtschaft, der Abwanderung der Bevölkerung sterben ganze Weiler selbst von der architektonischen Qualität Im Felds, zuhinterst im Binnthal, aus. Es wäre unverantwortbar, tatenlos ihren Niedergang abzuwarten. Lösungen sind für Im Feld noch nicht gefunden, obwohl einzelne Wohnhäuser (unten) von Auswärtigen aufgekauft und als Feriensitze ausgebaut wurden. Doch kann dies kein Endzustand bleiben, weshalb sich der Heimatschutz vorläufig an der Neueindeckung stark schadhafter Schindeldächer beteiligt hat.





fen möchten; ihrem Wirken und dem mit ihm automatisch verbundenen Anziehen der Bodenpreise sollte man in allen Fällen, wo Schutzmassnahmen erwünscht und am Platze sind, frühzeitig Vorschub leisten. – Wie oft im übrigen an Speichern und Stadeln schon gesündigt worden ist, lässt sich bei einem Gang durch eine der neu aufstrebenden Ferienstationen unschwer erkennen, an Bauten etwa, deren Inneres hinter breitem Schaufenster ein Ladengeschäft birgt, oder die gar als billige Zier einer Betongarage aufgesetzt worden sind!

Aufschwung – erst im Tal, später am Berg

Einer allzulangen Phase der Stagnation, da die Entwicklung im Walliser Bergland stillezustehen schien, der Hintergrund mancher Täler nur nach beschwerlichem Fussmarsch erreicht werden konnte, das Maultier als treuer Lastenträger im Einsatz stand, der Fremdenverkehr noch sehr bescheiden ganz wenige Orte befruchtete, folgte in den 1930er Jahren und vor allem nach dem Kriege eine Zeit immer markanter und schliesslich ganz ausserordentlichen Auftriebs. Ausgelöst wurde er nicht zuletzt durch die dank der Initiative des seinerzeitigen Staatsrates Troillet ausgelösten landwirtschaftlichen und verkehrsbaulichen Anordnungen. Sie bezweckten zunächst, die Talsohle an der Rhone, unterhalb der Kantonshauptstadt, besser zu kultivieren. Ergebnis waren die prächtigen, weit sich dehnenden Obst- und Gemüsekulturen im Raume zwischen Sitten und Martigny. Der fortschrittliche Geist, den sie bezeugen, gibt sich auch in der kantonalen Landwirtschaftsschule von Châteauneuf kund, die gegenwärtig vom tatkräftigen Obmann des Walliser und Statthalter des Schweizer Heimatschutzes, Abbé Georges Crettol, geleitet wird. Doch die Pläne zielten weiter, nach der Höhe zu: durch bessere Erschliessung der Berggemeinden, mit dem Mittel neuer Strassen oder Seilbahnen, sollte ebenso der *Berglandwirtschaft* geholfen werden. Derart kamen mehr und mehr abseitige Gebiete in den Genuss direkter Verbindungen mit dem Haupttal; umgekehrt waren freilich mit den modernen Verkehrsmitteln auch neuer Arbeits-, Bau- und Einrichtungsweise, einer neuen Lebensgrundlage schlechthin, Tür und Tor geöffnet.

Schlimmer noch als um Im Feld im Binnthal, das auf einer schmalen Strasse erreichbar ist, steht es um die einst blühende Kleinstsiedlung Feld unterhalb Töbel, wohin man erst nach einem halbstündigen Marsch gelangt. Dieses hervorragend in die Landschaft eingebettete, mit Geist gestaltete Dorf geht langsam zugrunde. Das dem Weiler zugeordnete Kirchlein, von auffällender formaler Qualität, kann nur noch unter Lebensgefahr betreten werden.

Während die *Industrie*, als Brotgeberin auch von immer mehr täglich an ihren Arbeitsort pendelnden Bergbewohnern, im wesentlichen sich an die Sohle des Rhonetales hielt und dort, zusammen mit Verkehr, Handel und Verwaltung, zum Wachstum vor allem einzelner zentraler Orte und Agglomerationen beitrug – die paar kleinen in die Bergdörfer selbst verpflanzten Industriebetriebe sind daneben kaum von Belang –, machte sich als weiteres Element von landschaftlich wie volkswirtschaftlich grosser Bedeutung der *Kraftwerkbau* geltend. In den beiden letzten Jahrzehnten sind nacheinander die gewaltigen Anlagen entstanden, zumal die Staumauern und Speicherseen, die heute einer Reihe von Hochgebirgstälern über der Waldgrenze so markante, die Landschaft keineswegs entstellende, viel eher belebende Akzente verleihen. Die Bauzeit war von ungeheurer Betriebsamkeit erfüllt; vorübergehend stieg die Bewohnerzahl einzelner Gemeinden sprunghaft an, was sich in irreführenden Volkszählungsergebnissen (zum Beispiel von 1960) äusserte. Ihrerseits bedingten die Arbeiten Strassenneukonstruktionen; auch hatten sie die Verlegung und zugleich Modernisierung gewisser Alpegebäude und -einrichtungen zur Folge. Jetzt ist diese Aktivität grossenteils wieder aus den Bergtälern gewichen. Was weiterhin zählt und zum Teil gewichtig zählt, sind die *Wasserzinsen*, die den Gemeinden für die Nutzung ihrer Bäche entrichtet werden. Liegt der Nutzanteil hoch, so können sehr ansehnliche Summen Jahr für Jahr in die Kassen fliessen. Sie dienen, zusammen mit kantonalen und eidgenössischen Subventionen, in vielfältiger Weise dem Ausbau der Infrastruktur, der Sanierung von Alpen, der Anlage von Güter- und Waldsträsschen, der Erstellung moderner Schulen oder Kirchen. Die Einrichtung neuzeitlicher Sennereien in den Taldörfern beispielsweise, in welche die frisch gemolkene Milch von einer oder mehreren Alpen oder Vorsassen unmittelbar durch Polyäthylenschläuche hergeleitet wird – ein System, das im Wallis sich ziemlich rasch verbreitet hat –, lässt sich solcherart natürlich leichter finanzieren. Andererseits kennen wir eine Gemeinde – Héré-mence –, deren Hauptort durch «Auskernung» hat saniert werden können: die Nebengebäude lagen in seinem Innern regelrecht verschachtelt und bildeten eine stete Feuersgefahr; sie wurden angekauft und abgebrochen, und statt ihrer entstanden am Dorfrande auf Gemeindekosten neue, gefällige Stadel, die käuflich zum Teil zurück an die Besitzer der alten Bauten gingen. – Lassen sich alle derartigen Veränderungen für das überlieferte Bild der Landschaft verantworten, so haben sich infolge mangelnder Sorgfalt beim Einpassen von Neubauten in ein tradi-



Törbel – ein Fall, der für viele Walliser Gemeinden steht, in denen ohne jede Rücksicht auf das geschichtlich gewordene Dorfbild und die ursprünglichen Baustrukturen massstablose Kirchenbauten brutal in eine empfindliche Umgebung gepflanzt worden sind.

tionelles Ortsgefüge doch auch böse Probleme ergeben. Zweifel er stehen beispielsweise ob gewissen neuen *Kirchen*, deren Architektur, für sich allein betrachtet, gar nicht schlecht sein mag, die aber inmitten einer Umgebung von altüberlieferten Holzgebäuden, in Dörfern, die unter Umständen von hoher Warte zu Tal blicken, dem Aussenstehenden leicht als die berühmte «Faust aufs Auge» erscheinen. Man kann sich derartige Bauten wohl nur aus dem gerade im Wallis verständlichen Wunsch erklären, den grossen Nachholbedarf zu decken und, wo es geht, «modern», «up to date» zu sein.

Gewaltiger Investitionsboom – nicht zuletzt dank dem Tourismus

Natürlich haben die Wasserzinsen nicht allein – in vielen Gemeinden überhaupt nicht – zu diesem Aufschwung beigetragen, der sich, mit einigen Ausnahmen, vor allem im mittleren Walliser Rhonetal und an seinen Lehnen sowie in einer Anzahl von Seitentä-

lern manifestiert. Der *Fremdenverkehr*, den man als wesentliche Hilfe im Bestreben erkannt hat, die Entvölkerung der Berggegenden zu stoppen, trägt in vorderster Linie Anteil daran. Traditionelle Ferien- und Touristenzentren haben sich in den letzten Jahrzehnten und Jahren, durch verbesserte Verkehrswege leichter zugänglich gemacht, ganz ausserordentlich entwickelt und vergrössert. Ihrer weitere und neue, zum Teil sehr bedeutsame, sind dazugekommen und dürften sich noch zu ihnen gesellen: vom Val d'Illeiez über die Bergterrassen und Maiensässzonen, zu beiden Seiten hoch über dem Rhonetal, bis ins Goms. Und gleich wie ihre Zahl ist jene der touristischen Einrichtungen, zumal der Beförderungsmittel nach der Höhe zu, angewachsen.

Überbordert die Entwicklung?

In diesem Bereich droht denn der Walliser Landschaft, und zwar der einzigartigen Natur wie der – auch gesamtschweizerisch gesehen – nicht minder eindrucksvollen Kulturlandschaft, reale Gefahr. Für Neubauten, Verkehrseinrichtungen usw. werden in den Fremdenverkehrsorten in einem Jahr heute zusammen Milliardenbeträge aufgewendet. Nur in ganz wenigen von ihnen ist einem Entwicklungspro-



Die grossartige Gletscherumrahmung, die zahlreichen Viertausender, die über dem Ort aufragen, haben Saas-Fee zum bekannten Touristen- und Bergsteigerzentrum werden lassen. Indessen sollten die Behörden dem Bestreben, die Eisregion über 3500 m Höhe durch eine Seilbahn zu erschliessen, grundsätzlich mit einem klaren Nein begegnen!

jekt, geschweige der Entwicklung schlechthin, eine Planung vorangegangen. Auf kurzfristigen Entscheidun- gen hin wird, wie das Beispiel von Thion zeigt, dem Skisport zuliebe eine breite Schneise durch einen Wald geschlagen. Die Seilbahnanlagen auf den Fieckopf bei Saas Fee und auf das Kleine Matterhorn sind nur die zur Zeit diskutiertesten der noch nicht realisierten Projekte dieser Art; deren Dutzende noch harren daneben, unkoordiniert, der Konzession, darunter weitere, die das geforderte Signal absoluten Stops auf 3500 m nicht beachten. In so manchen Dörfern schreitet die Überbauung unkontrolliert fort; Ferienhäuschen machen sich oft an allen Ecken und Enden breit, statt dass eine geschlossene Bauzone beherzigt würde. Gewiss, es gibt Ausnahmen, sehr anerkanntswerte sogar, aber im ganzen besehen erhält man doch immer wieder den beängstigenden Eindruck, der Tourismus befinde sich auf dem besten Wege,

sich selber entgegenzuarbeiten. Bildet doch die Landschaft, die derart allmählich zerstört wird, sein Grundkapital, das es zu schützen gilt.

Orts- und Regionalplanung

tun daher dringend not. Erfreulicherweise hat man dies heute erkannt; nur dauert es einige Zeit, bis die notwendigen Massnahmen ausführungsfähig sind, und in dieser Zeit kann eine als schlimm erfasste Entwicklung fortschreiten! Eine kurze Betrachtung vermittelt anschliessend Einblick ins Planungsgeschehen im Oberwallis. Ähnlich liegen die Verhältnisse im untern, französischsprachigen Kantonsteil. Wir sehen: ein Anfang ist getan, ein zwar bescheidener Anfang, und die Zeit, da man aufatmen dürfen, ist noch sehr fern. Hoffen wir, dass bis dahin nicht allzuviel von der herben Naturschönheit und dem alten kulturellen Erbe zugrunde gehe, auf welche das Wallis mit Fug so stolz sein darf.

Erich Schwabe